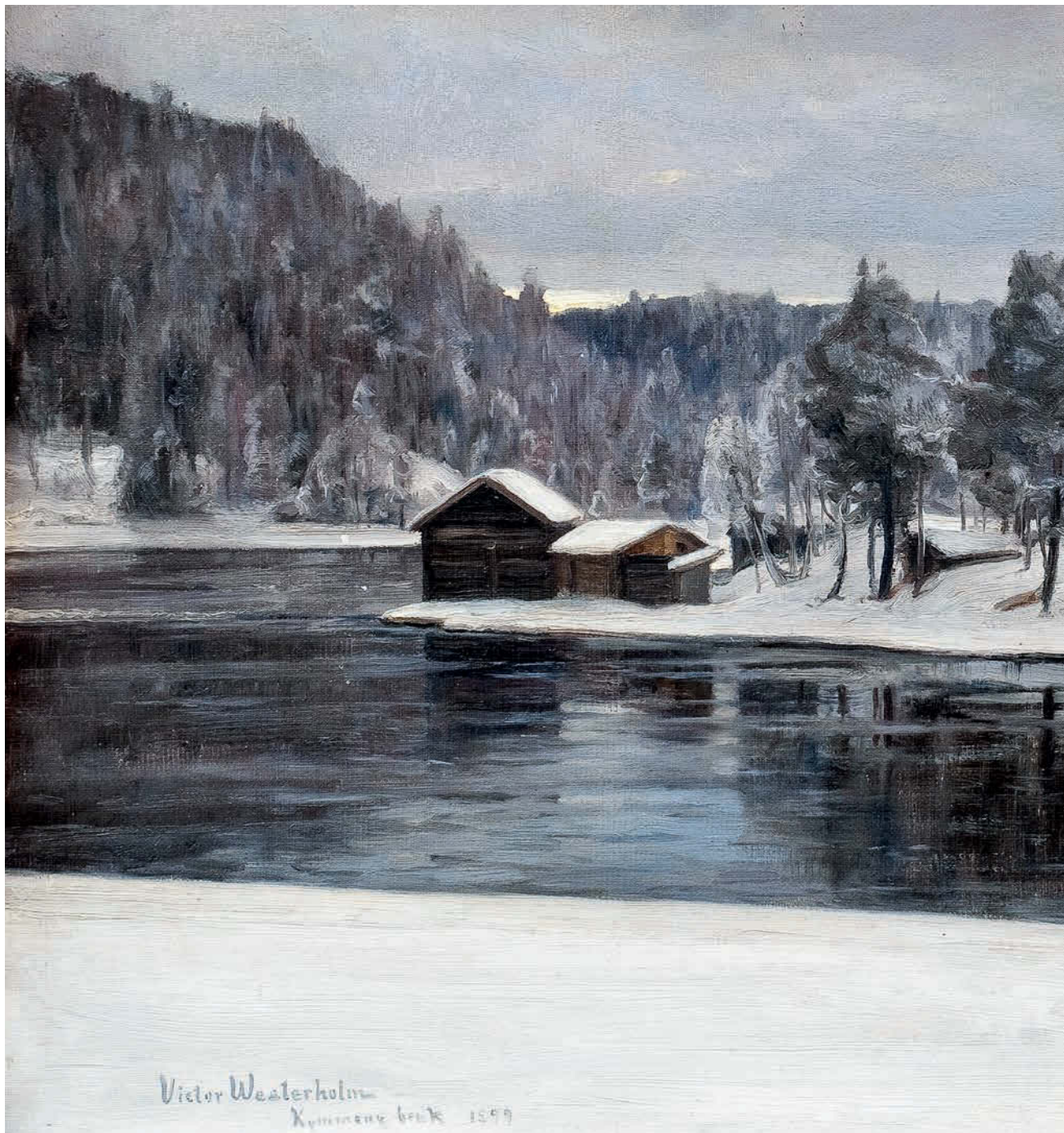




Folge 95: Das Violinkonzert von Jean Sibelius

Polonaise für Eisbären



Jean Sibelius' Musik ist oft inspiriert von der Natur Finnlands. Hier eine Winterlandschaft des finnischen Malers Victor Westerholm.

Das **einzigste Solokonzert von Jean Sibelius** trägt seine unverkennbare Handschrift. Es ist eine Violin-Rhapsodie aus dem Norden, klanggemalt in dunklen Farben und voller Sehnsucht. Erstaunlich frei gestalten die großen Geiger dieses Werk. Norbert Hornig stellt bedeutende Aufnahmen eines Evergreens vor, der es nicht immer leicht gehabt hat.



Fotos: Archiv

Jascha Heifetz war der erste Geiger, der das Sibelius-Konzert aufgenommen hat.



David Oistrach hat das Werk zwischen 1954 und 1965 gleich mehrfach eingespielt, stets auf höchstem Niveau.



Auch die Interpretation von Isaac Stern gehört zu den Klassikern.

Sie sollte ein Traum bleiben, die Virtuosenkarriere. Dabei fing alles so vielversprechend an. „Als ich bald 15 Jahre alt war“, erinnerte sich Jean Sibelius später an jene frühen Jahre, „packte die Musik mich mit solcher Gewalt, dass alle anderen Interessen bald im Hintergrund standen. Ich fing damals an, bei der größten Kapazität, welche meine Heimatstadt auf diesem Gebiet vorzuweisen hatte, dem Militärkapellmeister Gustaf Levander, Unterricht im Violinspiel zu nehmen. Und das Geigenspiel nahm mich völlig gefangen. Ein großer Violinvirtuose zu werden, sollte während der folgenden zehn Jahre mein höchster Wunsch, mein stolzester Ehrgeiz werden... Ich liebte es, die Violine auf meine sommerlichen Wanderungen mitzunehmen, um – wann immer mir etwas einfiel – dem in Tönen Ausdruck geben zu können...“

Die Einsicht, dass er mit dem Violinspiel zu spät begonnen hatte und nicht über die Naturbegabung und die nervliche Disposition verfügte, um als Solist erfolgreich zu sein, war für Sibelius eine schmerzliche Erfahrung. Aber er hatte genaue Kenntnis der Streichinstrumente und deren Ausdrucksmöglichkeiten. Willy Burmester, der brillianteste deutsche Geiger um die Jahrhundertwende und einstige Konzertmeister des Philharmonischen Orchesters Helsinki, ermutigte Sibelius daher, ein Violinkonzert zu schreiben. Er bot an, die Uraufführung zu spielen, und hatte sich dafür den März des Jahres 1904 freigehalten. Sibelius schickte ihm eine Kopie der Partitur, die Premiere wurde angekündigt mit Burmester als Widmungsträger. Dann jedoch rückte Sibelius von diesem Termin wieder ab und übergab die Erstaufführung schließlich dem tschechischen Geiger Viktor Nováček. Der unterrichtete als Professor an der Musikakademie in Helsinki, konnte sich jedoch als Geiger mit Burmester nicht messen.

Die Aufführung wurde für den 18. November 1903 angesetzt, dann aber noch zwei Mal verschoben. Sie fand endlich am 8. Februar 1904 unter Si-

belius' Leitung in Helsinki statt – und wurde ein Desaster. Nováček war den Anforderungen des Werkes nicht gewachsen. Der einflussreiche finnische Musikkritiker Karl Flodin schrieb, bei dieser Aufführung habe man die Komposition inhaltlich nicht erfassen können, so groß sei die „Kakophonie“ gewesen. Noch hatte Burmester das Interesse an einer Aufführung nicht verloren und schlug drei alternative Termine für eine erneute Aufführung vor. Mit seiner langen Podiumserfahrung und seinem ganzen künstlerischen Können wollte er sich für das Werk einsetzen, schrieb er Sibelius. Doch dieser zog die Partitur zurück, um sie noch einmal gründlich zu überarbeiten. Sein neuer deutscher Verleger Robert Lienau drängte zu einer Uraufführung der revidierten Fassung in Berlin, die schließlich am 19. Oktober 1905 stattfand. Den Solopart spielte diesmal Karel Halir, der Konzertmeister der Berliner Philharmoniker, Richard Strauss leitete die Berliner Hofkapelle. Wieder war Burmester übergangen worden – er hat das Werk nie aufgeführt.

Die revidierte, Franz von Vecsey gewidmete Fassung sah Sibelius später als die einzig gültige an. In dem nach klassischem Formschema dreisätzigen Werk verbindet er seine profunde Kenntnis des Instruments mit sinfonischem Denken, er knüpft dabei an die Tradition des romantischen Violinkonzerts an und begibt sich, bei größter Individualität des Ausdrucks, in die spätromantische Nachfolge von Brahms, Bruch und Tschaiikowsky. Die eingedunkelten Orchesterfarben, der schwelgerische und melancholische Tonfall sind die Markenzeichen eines ausgeprägten persönlichen Stils. Die wiegenden, wie Tremoli wirkenden Achtelbewegungen der gedämpften Violinen schaffen zu Beginn des Allegro moderato eine geheimnisvolle Atmosphäre, einen schwebenden Klangteppich, über dem die Solovioline mit dem weitgespannten, sehr geigischen Hauptthema einsetzt. In den weiten, elegischen Melodiebögen des gedankentiefen Adagio di molto kann sich der Geiger tonlich voll entfalten.

Das Finale, Allegro ma non tanto, fesselt unmittelbar durch das markant rhythmisierte Ostinato der Pauke und der tiefen Streicher. Der letzte Satz hat den Charakter eines stilisierten nordischen Tanzes. Der englische Musikwissenschaftler Donald Francis Tovey nannte ihn eine „Polonaise für Eisbären“. Dem Solisten stellen sich hier heikle technische Probleme. So sind etwa die diffizilen Staccato-Terzpassagen in schnellem Tempo nur sehr schwer intonationsrein und rhythmisch präzise auszuführen.

Sibelius' Violinkonzert ist eher ein Außenseiter der Gattung, oft missverstanden als ein reines Violinkonzert im klassischen Sinn. Dabei handelt es sich wohl eher um eine sinfonische Dichtung mit obligater Geige. Die Einbettung des Soloparts in das sinfonische Ganze verlangt vom Geiger, anders als etwa beim Tschaikowsky-Konzert, oft nur eine koloristische Zutat. Typisch für das Werk ist die eigenartige Ambivalenz des Violinparts zwischen Zurückhaltung und forscher Soloattitüde.

Die diskographische Geschichte des Konzerts beginnt im November des Jahres 1935. Noch längst nicht jeder renommierte Geiger hat das Werk im Repertoire, als sich Jascha Heifetz, Thomas Beecham und das London Philharmonic Orchestra im Abbey Road Studio Nr. 1 an die erste Aufnahme wagen. Und sofort setzt Heifetz Maßstäbe, am geigerischen Niveau dieser Aufnahme muss sich fortan jeder messen. 1959 entsteht – mit dem Chicago Symphony Orchestra unter Walter Hendl – die zweite, klangtechnisch weit überlegene Stereoaufnahme. Heifetz' Sibelius wirkt stringent und schlank, der Gesamtklang erscheint weniger massiv als in anderen Aufnahmen. In einer nicht autorisierten Live-Aufnahme mit Dimitri Mitropoulos von 1951 durchleuchtet er den Finalsatz in der Rekordzeit von deutlich unter sieben Minuten.

In den 40er-Jahren entstanden nur wenige Aufnahmen. Für eine Überraschung sorgt hier Guila Bustabo, die sich als Virtuosin hohen Grades profiliert und im Finale ein geigerisches Feuerwerk in Heifetz-Manier abbrennen lässt.

Sibelius' Werk ist eher sinfonische Dichtung mit obligater Geige als ein klassisches Violinkonzert

Eher von dokumentarischer Bedeutung ist die solide Einspielung von 1943 mit Anja Ignatius, die sich als erste Finnin mit dem Werk auseinandersetzte. Ginette Neveus durchglühte, tonlich eingedunkelte Einspielung von 1945 wirkt sehr markant und persönlich. Isaac Stern favorisierte das Werk von Anfang an, seine erste Aufnahme mit Beecham von 1951 erscheint muskulöser und kantiger als die spätere, homogenere Version mit Eugene Ormandy von 1969, die ebenfalls zu den Sibelius-Klassikern gehört. Stern überzeugt vor allem durch seine gestalterische Übersicht, mit der Fähigkeit, lange Phrasen sinnvoll zu gliedern und Spannungsbögen aufzubauen.

Eine höchst einprägsame, in ihrer sprachhaften Anschaulichkeit sehr ausdrucksstarke Darstellung gelang 1952 der hierzulande kaum bekannten amerikanischen Geigerin Camilla Wicks. Zu den profiliertesten Sibelius-Interpretationen gehören auch die Aufnahmen von Julian Sitkovetsky und Ivry Gitlis. Beide Geiger verfügten über ein technisches Potenzial, dem keine Grenzen auferlegt waren, entsprechend offensiv und druckvoll realisierten sie die Bravourpassagen. Dabei erscheint Sitkovetskys Spiel insgesamt geradliniger und mehr vom Kopf her gesteuert. Gitlis betont, seinem „zigeunerhaften“ Geigertemperament entsprechend, mehr den rhapsodischen Aspekt des Werkes. Ein spektakulärer Sibelius-Interpret war auch Gerhard Taschner. 1943 führte er das Werk unter anderem in Helsinki in Gegenwart des Komponisten mit großem Erfolg auf. Auf Taschners Rat nahm Sibelius sogar die Metronomvorgabe für das Finale etwas zurück, um eine präzisere Ausführung zu ermöglichen. 1956 hat der WDR eine von Taschners risikofreudigen Sibelius-Interpretationen „live“ mitgeschnitten, das rasant angegangene Finale wirkt sehr mitreißend.



Foto: Ben Ealovega/Decca

Der Geiger Leonidas Kavakos legte die Ersteinspielung der Urfassung vor.



Foto: PR

Eine sehr persönliche Lesart bietet Sergei Chatschatrjan.



Foto: Susi Ahlberg/Warner

Vilde Frangs Aufnahme fasziniert durch ihren Einfallsreichtum.



Jean Sibelius (8.12.1865–20.9.1957)

Zum Werk

Konzert für Violine und Orchester
d-Moll op. 47

Erstfassung: 1903, uraufgeführt
am 8. Februar 1904 in Helsinki

Neufassung: 1904/05, uraufgeführt
am 19. November 1905 in Berlin

Spieldauer: ca. 27–34 Minuten

Erstausgabe: R. Lienau, Berlin

Gesamtausgabe: Breitkopf & Härtel,
Wiesbaden

Ruggiero Ricci legte seine überzeugendste Einspielung Ende der 50er-Jahre mit dem London Symphony Orchestra unter Øivin Fjeldstad vor. Im Zenit seines geigerischen Könnens realisiert er alle Bravourpassagen mit der Souveränität eines Vollblutvirtuosen. Auch David Oistrach spielte das Werk mehrfach ein. Von den beiden Monoaufnahmen aus dem Jahre 1954 wirkt die Live-Version von der Sibelius-Festwoche in Helsinki unter Nils-Eric Fougstedt etwas spontaner und straffer als die Studioaufnahme mit Sixten Ehrling, in der Oistrach jedoch sauberer intoniert. Kaum weniger leicht fällt die Wahl zwischen den stereophonen Einspielungen von 1959 (mit Ormandy) und 1965 (mit Roschdestwensky). Beides sind Klassiker, umsichtige und wohlproportionierte, in keiner Richtung reißerisch überspitzte Interpretationen. Bezüglich Raumaufteilung und Balance erscheint die spätere Aufnahme gelungener, sie rauscht weniger und ist deutlich obertonreicher, allerdings mit einer Tendenz zu hellen Verfärbungen.

Die Urfassung klingt dunkler, kantiger und noch mächtiger

Mehr in die Breite streben Christian Ferras und Herbert von Karajan. Ein klanglich massiver, eher schwerblütiger und vom Solisten kantabel ausgesungener Sibelius erklingt hier. Deutlich überzeugender profiliert sich Ferras in einem Videomitschnitt mit dem Orchestre National de la RTF unter Zubin Mehta von 1965. In ihrer suggestiven Wirkung ist diese Aufnahme absolut bezwingend, Ferras spielt wie in Trance jenseits von

Raum und Zeit, im langsamen Satz rollen ihm gar Tränen über die Wangen. Suggestion pur! Zino Francescatti und Leonard Bernstein gehen das Werk straff an, besonders den zweiten Satz. Ihnen gelingt eine kraftvolle und farbige Interpretation, die gerade auch durch Francescattis leicht näselsndes Timbre sehr markant wirkt.

Wie der Solopart klingt, wenn er wirklich sehr intonationsrein gespielt wird, demonstriert Henryk Szeryng in seiner Aufnahme mit Gennadi Roschdestwensky. Allerdings geht er auch kaum Risiken ein, bei ihm klingt alles klar, sauber und kultiviert. Von Itzhak Perlman liegen zwei Aufnahmen vor. Im Vergleich zur frühen Darstellung von 1966 unter Erich Leinsdorf wirkt die sehr auf Tonschönheit zielende Version von 1979 mit André Previn insgesamt ausgewogener. Auch Kyung-Wha Chung hat das Werk ganz am Beginn ihrer Karriere eingespielt, mit Temperament, einem nervigen, biegsamen Ton und Mut zum Risiko. Der ebenfalls aus der Galamian-Schule stammende Pinchas Zukerman setzt, vielleicht zu einseitig, auf pure Kraft und einen satten, vollen Ton, wie später nicht ganz so extrem auch Shlomo Mintz – Lesarten, die durchaus zur opulenten Orchestrierung der Partitur passen. Eine eigene, klanglich differenziertere Handschrift trägt die rhapsodisch phantasievolle Aufnahme von Ida Haendel, der mit Paavo Berglund ein feinsinniger Mitgestalter zur Seite steht.

Ende der 70er-Jahre, gleich nach seinem Erscheinen auf westlichen Podien, legte Gidon Kremer eine beeindruckende Interpretation mit großem Atem vor, die sensibel dem klanglichen Idiom des Werkes nachspürt. Dunkel abgetönt und enorm breitbandig klingt das London Symphony Orchestra unter Roschdestwensky in relativ halligem Raum, was Assoziationen von Schwermetall und nordischen Landschaften geradezu beflügelt. Die spätere Aufnahme mit Muti löst die Solovioline stärker aus dem transparenteren Orchesterklang heraus. Die Geige klingt deutlich heller und präsenter, wodurch der Solopart an Konturenschärfe gewinnt.

Viktoria Mullova, Siegerin beim Sibelius-Wettbewerb 1980, gab mit einer geigerisch souveränen, genau abgezielten und gedankelaren Interpretation Mitte der 80er-Jahre ihr Schallplatten-Debüt. Leonidas Kavakos, dem Gewinner des Sibelius-Wettbewerbs von 1985, wurde zusätzlich die Erstein spielung der Urfassung anvertraut. Zum 125. Geburtstag des Komponisten hatten die Sibelius-Erben das Aufführungsverbot für ein Konzert aufgehoben und die Erlaubnis zur Aufnahme erteilt. Die Fassung von 1903 ist genau 58 Takte länger, sie klingt dunkler, kantiger und noch mächtiger. Sie ist violintechnisch noch anspruchsvoller, und man kann nur bewundern, wie problemlos Kavakos seiner Aufgabe gerecht wird. Die Einbindung der Violine in den Orchesterklang nähert sich hier der Situation im Konzertsaal an. Dabei wird deutlich, welchen Klangmassen der Solist in diesem Werk gegenübersteht.

Musikalität, geigerisches Können und ausgeprägtes Klangempfinden vereinigen sich in der kultivierten und geschmackvollen Interpretation von Cho-Liang Lin, die auch entscheidend von Esa-Pekka Salons Dirigat lebt. Julian Rachlins Sibelius ist geprägt von auffallend breiten Tempi, besonders der weiträumige erste Satz wirkt statisch, und auch dem Finale wünschte man etwas mehr Brisanz. Rachlins Stärken liegen im subtilen Umgang mit Klangfarben. Frank Peter Zimmermanns tonlich abgerundete Interpretation von 1991 mit The Philharmonia unter Mariss Jansons lebt ganz vom romantischen Espressivo. Die Geige ist in das weich konturierte, die dunklen Farben betonende Klangbild eingebunden. Zimmermanns zweite Aufnahme mit dem Helsinki Stadtorchester und John Storgårds liegt ganz auf dieser Linie und ist eine verfeinerte Weiterentwicklung. Maxim Vengerov sucht nach neuen Farbwerten und Facetten. Das wirkt zuweilen gewollt und forciert. Selten hat man das Finale so extravagant und zerzaust gehört. Fast bieder wirkt dagegen Gil Shahams tonlich wie Marmor polierte, schlackenlose Interpretation.

Geigerisch auf höchstem Niveau bewegen sich die impulsiv gespannte Darstellung von Midori und die vita-

le, im dritten Satz geradezu rauschhaft virtuose Interpretation von Leila Josefowicz. Gegen einen derartigen energetischen Input verblasst das Spiel von Hilary Hahn geradezu. Stimmige Aufnahmen haben Vadim Repin und der Finne Pekka Kuusisto (Gewinner des Sibelius-Violinwettbewerbs 1995 in Helsinki) vorgelegt. Repin verfügt über die größeren technischen Reserven, im Finale wird dies deutlich. Kuusistos Leistung schmälert das jedoch in keiner Weise – sein Spiel ist reiner Ausdruck, reine Empfindung, geigerische Aspekte spielen da keine Rolle mehr.

Die Zahl der Aufnahmen des Werkes ist mittlerweile auf über 100 angewachsen, entsprechend groß ist die Vielfalt der Alternativen. Nigel Kennedy etwa hat mit Sibelius eine seiner überzeugendsten Einspielungen vorgelegt, sehr einfühlsam, mit langem Atem. Anne-Sophie Mutter und Sarah Chang bringen ihre ganz eigenen tonlichen Profile dominant bis an die Grenze des „guten Geschmacks“ zum Ausdruck. Christian Tetzlaff, der immer wagemutige Espressivo-Musiker, gibt seinem Sibelius einen markanten persönlichen Fingerabdruck. Genauso wie Joshua Bell, Sergei Chatschatrjan, der Sibelius-Wettbewerbsgewinner von 2000, oder der brillante Henning Kraggerud sowie natürlich Lisa Batiashvili, die 1995 mit 16 Jahren als jüngste Teilnehmerin den Zweiten Preis beim Sibelius-Violinwettbewerb gewann und danach mit fliegenden Fahnen in die Weltkarriere startete.

Für eine veritable Überraschung sorgte Vilde Frang, die 2009 mit Sibelius (und Prokofjew) bei EMI debütierte und mit einem faszinierenden Einfallsreichtum und enormer geigerischer Brillanz auf sich aufmerksam machte. Gerade bei ihr wird deutlich, dass Sibelius' Violinkonzert ungewöhnliche gestalterische Freiräume eröffnet. Wie bedeutend allein die Temponahme sein kann, zeigt die neue Aufnahme mit Baiba Skride (Orfeo), die zirka sieben (!) Minuten mehr Gesamtspielzeit beansprucht als Heifetz' Virtuosensprint von 1951. Das sind Welten! Bei Sibelius bleibt es also spannend, mit aufregenden Sichtweisen ist weiterhin zu rechnen. ■

Empfehlungen des Autors



Historisch

Jascha Heifetz, London Philharmonic Orchestra, Thomas Beecham (1935); Warner und Sony.
Genette Neveu, Philharmonia Orchestra, Walter Süsskind (1945); Warner und Dutton



Klassiker

Jascha Heifetz, Chicago Symphony Orchestra, Walter Hendl (1959); RCA/Sony.
David Oistrakh, Moskauer Radio

Sinfonieorchester, Gennadi Roschdestwensky (1965); Melodiya/Sony.

Isaac Stern, Philadelphia Orchestra, Eugene Ormandy (1969); Sony



Die neue Generation

Leonidas Kavakos, Symphonie-Orchester Lahti, Osmo Vänskä (beide Fassungen) (1990, 1991); BIS.
Sergei Chatschatrjan,

Sinfonia Varsovia, Emmanuel Krivine (2002); Naive/Indigo.

Vilde Frang, WDR Sinfonieorchester Köln, Thomas Søndergård (2009); Warner

DVD

Christian Ferras, Orchestre National de la RTF, Zubin Mehta (1965); Warner